

Verlag Bibliothek der Provinz

Richard Bletschacher

EINE LIEBE IM AUSSERFERN

Acht Erzählungen die Liebe betreffend

Richard Bletschacher
EINE LIEBE IM AUSSERFERN
Acht Erzählungen die Liebe betreffend

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Dr. Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-117-9

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA, 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung: Henri di Toulouse-Lautrec
„Zwei Mädchen im Bett“

Gedruckt mit der Unterstützung von:



Inhalt

Das Mädchen im Schilf	7
Proserpina – nach Motiven von Heinrich Heine	44
Die Frau aus dem Norden	81
Deine ältere Schwester	96
Eine Liebe im Außerfern	102
Der Holzweg	111
Das Ende einer Kindheit	119
Die Sirene	134

EINE LIEBE IM AUSSERFERN

Wenn einer nicht gern etwas lesen will, was ein schlimmes End nimmt, so soll er gewarnt sein, eh er hier weiter liest. Denn was hier folgen soll, wird ihn nicht nur erfreuen. Und weil von dem Unglück eines Mannes erzählt werden soll, der ein solches weit weniger verdient hat als unsereiner, wird manch ein empfindsamer Leser nicht nur den Kopf schütteln, sondern sich vielleicht auch die Augen wischen, wenn er das Geschriebne beiseite legt. Wenn manches von dem, was vordem geschrieben wurde, vielleicht erfunden oder gar gelogen sein mag, das, was jetzt folgt, ist so wahr, wie das, was in dem Pfarrer seinem Messbuch steht. Man kann an dieser Bewandtnis erkennen, dass es regnet und schneit auf die Gerechten und auf die Ungerechten und dass kein Verlass ist auf nichts in der Welt. Darum soll's eben doch geschrieben und mit Geneigtheit und Fassung vielleicht auch gelesen sein.

Der, von dem hier die Red sein wird, hieß mit Namen Mantel oder Mandl oder Mantler oder so ähnlich. Genau weiß es heut keiner mehr. Einigen wir uns also auf Mantler und geben ihm auch einen Vornamen, meinthalben Michael oder genauer noch Michel. Er wohnte im Außerfern, das ist eine Landschaft am Lech, von Innsbruck aus gesehen weit hinter den Bergen. Aber man muss ja nicht immer alles von Innsbruck aus sehen. Von Beruf war unser Mann ein Buchbinder, wenngleich es nicht viele Bücher zu binden gab in dem Dorf, in dem er lebte. Ein Rätsel ist, warum ihn sein Vater selig diesen Beruf hat erlernen lassen, wo doch die Bauern zu jener Zeit kaum etwas Geschriebenes lesen wollten als das Gesangbuch, die Parzetettel oder den Adventskalender. Es wird wohl derart gewesen sein, dass der Michel für die schwere Arbeit am Feld nicht taugte. Der Bursch war, wie die Leute sagten,

ein bisschen brustschwach, aber sonst ein kreuzbraver Kerl. Wie er dann ausgelernt hatte, ging er Sonntags zur Kirche, beichtete, sooft er seine Seele oder sein Bett von unruhigen Träumen beschmutzt fühlte, bebaute den kleinen Garten, den er geerbt hatte, und beteiligte sich an einer Sau, die der Nachbar in seinem Stall fütterte und die dieser, sobald im Winter das Futter rar und die Speiskammer kalt genug wurde, schlachtete und zerteilte. Der Mantler nährte sich dabei redlich und nahm nicht mehr auf seinen Teller als er brauchte, um sich aufrecht zu halten: Im Dorf war er zu jedermann freundlich. Am freundlichsten war er zu den Mönchen im Kloster, in deren Bibliothek er hin und wieder eine Beschäftigung fand, um alte Bücher zu leimen. Seine größte Hoffnung war, dass sie ihn dort eines Tages in ihre Gemeinschaft aufnehmen würden, als einfachen Bruder, versteht sich, als Pfortner, Messner oder Kellerer, denn Latein hatte er nicht gelernt, obwohl er alles auswendig hersagen konnte, was der Pfarrer während der Messfeier herunter betete. Vom Confiteor bis zum Pilatus und zum Spiritus. Auch das, was in den Büchern stand, die er im Lesesaal in die Hand bekam, konnte er nur mit Mühe oder gar nicht entziffern. Das mag nicht nur an den alten Sprachen, sondern auch an den alten Schriften gelegen haben. Was die täglichen Zeitungen jedoch anlangte, so konnte er das Gedruckte recht gut buchstabieren, musste sich aber im Wirtshaus erklären lassen, was es bedeuten sollte. Der Mantler war ein kreuzbraver Mann, aber ein Kirchenlicht war er keines, sagten die Leute.

Da sich das Kloster des heiligen Magnus jenseits über der nahen Grenze befand, konnten ihm die Mönche wenig Hoffnung machen auf eine Kutte. Und so schlug er eines Tages in dem Waldstück, das ihm im Gemeindewald zustand, die stattlichsten Bäume und schleppte die Stäm-

me mit dem taubstummen Knecht seines Nachbarn in seinem Garten zusammen, um sich davon, wenn es nicht anders sein sollte, ein eigenes kleines Kloster zu bauen mit einem Turm und einer Glocke, die er läuten konnte, wenn es Zeit war zum Morgen- oder zum Abendgebet. Aber er wusste nicht recht, wie er das viele Holz zusammensetzen sollte, damit ein Kloster daraus würde. Fleißig war er, der Mantler. Niemand konnte ihm böse sein, aber die Nachbarn schüttelten über ihn oft den Kopf und kaum einer brachte ihm danach mehr ein Buch, ein Schulheft oder ein Familienalbum, um es binden zu lassen. Und so wurden die Leimtöpfe kalt in seiner Werkstatt.

Eines Tages, als er keinen rechten Mut mehr fand, um wieder und wieder bei den Benediktinermönchen um eine Kutte zu bitten, wanderte er durch die Ehrenberger Klause bergauf und in eine weiter abgelegene Kirche, um dort die bitteren Gedanken zu beichten, die er gegen die Klosterbrüder nicht immer hintan halten konnte. Dort aber, auf geweihtem Boden, war es in Biberwier oder war es in Lermoos – so genau will man es nicht wissen, um niemandem eine vielleicht unverdiente Schuld zuzuweisen -, dort also in Zwischentoren, so heißt diese Gegend, dort begegnete dem Mantler das Schicksal. Das Schicksal hieß Hundertpfundt mit Familiennamen und mit Taufnamen hieß es Rosina. Den Namen weiß ich genau, denn ein so gewichtiger Name kommt einem nicht oft vor Augen oder zu Ohren. Die Hundertpfundt war die Köchin bei einem geistlichen Herrn und darum nicht weniger fromm, als es der Mantler war, wenn auch vielleicht nicht aus den gleichen selbstlosen Gründen. Die beiden begegneten einander in der Kirche, versteht sich, sie auf der Weiberbank, er auf der Manderbank, kniend nicht weit voneinander. Die Hundertpfundt hatte eine prachtvolle Brust und eine kräftige Stimme und sang freihändig ohne Gesangbuch.

Das musste dem Mantler gefallen. Er getraute sich zwar nicht die Nachbarin anzusprechen, konnte sich aber auch auf die heilige Handlung nicht mehr recht einstimmen.

Von dem Tag an machte er den Weg nach Biberwier oder Lermoos sonn- und feiertags bei jedem Wetter und öfter als es das Kirchenjahr erfordert hätte. Kein Schritt reute ihn auf dem steinigen Weg. Er wäre auch noch bis Ehrwald oder Nassereith gegangen, wenn dort neben der Kirche eine Küche gewesen wär, in der die Hundertpfundt den Teig knetete, die Hühner rupfte und den Braten wendete. Schließlich, als der erste Schnee gefallen war und das Wandern beschwerlicher wurde, als die schüchternen Beiden einander auch schon eine Zeitlang zugenickt und sich endlich sogar das Weihwasser geboten hatten, fasste der Mantler sich ein Herz und fragte die Hundertpfundt, ob er sie heimbegleiten dürfe. Sie sagte, sie wohne aber nur über der Straße im Pfarrhof, und so gingen sie dreimal um die Kirche im Kreis und vor der Haustür endlich unter den mit Kreide aufgeschriebenen Namen der heiligen drei Könige fragte Mantler die Hundertpfundt, vor Herzklopfen stotternd, ob sie ihr Geschick mit dem seinen verbinden, mit ihm ins Lechtal ziehen und ihn dort heiraten wolle. Die Hundertpfundt lehnte sich etwas zurück, als er versuchte, sie pflichtgemäß auf die Wange zu küssen, so dass er nur ihren Hals zu spüren bekam. Dann aber machte sie es kurz und versprach über die Sache mit ihrem geistlichen Herrn zu reden, denn ohne seinen Segen und vielleicht sogar seine Mitgift, wolle sie einen solchen Schritt ins Ungewisse nicht wagen.

Von dem Tag an war die Hundertpfundt in der Kirche von Biberwier oder Lermoos nicht mehr zu sehen. Im Wirtshaus beim Frühschoppen, zu dem sich der Mantler nach der Sonntagsmesse begab, um nachzufragen, meinten die Bauern, der Pfarrer habe seiner Köchin wegen

sündiger Gedanken wohl Hausarrest und ein heilsames Fasten auferlegt. Oder sie müsse eben jetzt, da es kalt wurde, an Sonn- und Feiertagen eine besondere Suppe kochen, die der Pfarrer mit keinem anderen teilen wollte. Der Mantler verstand nicht recht, warum sie dabei lachten. Er verlor aber nicht seine Zuversicht, sondern ging und kam wieder und wieder vergeblich den langen und oftmals tief verschneiten Weg gewandert. Da ihm die Werkstage lang wurden, begann der gute Mann, das aufgestapelte Holz zu sägen und zu hobeln, um damit statt ein Kloster zu bauen Haus und Stall zu erweitern und ein breites Hochzeitsbett zu zimmern, das die Belastung durch seine Liebe sicher bestehen konnte. Auch hatte er den einen oder anderen Brief an den Pfarrhof geschrieben, jedoch keine Antwort erhalten.

Darüber ging der Winter hin. Und die Leute wunderten sich, dass der kreuzbrave Mann so selten nur mehr in der Kirche seiner Heimatgemeinde zu sehen war. Man fing an zu rätseln und zu fragen, zumal der Mantler merklich an Gewicht und Farbe verlor. Es war nicht zu übersehen, dass etwas geschehen sein musste, das ihm Kummer bereitete. Und fremder Kummer war schon immer eine kleine Plauderstunde wert für die Leute. Endlich aber, als der Frühling ins Land kam, fasste der Mantler all seinen Mut zusammen, wanderte nach Zwischentoren hinauf, besuchte die Messe in der Kirche und bat danach, den Pfarrer sprechen zu dürfen. Als der sich aber entschuldigen ließ, klopfte der Mantler an das dickleibige Tor des Pfarrhofs sei es von Biberwier oder von Lermoos. Und als ihm aufgetan wurde, da war es nicht der Pfarrer, sondern der Hausknecht, vor dem er stand. Dem brachte er nun seine Frage vor und wollte die lang umworbene Köchin mit eigenen Augen sehen und mit ihr als seiner Versprochenen sprechen. Der Hausknecht

ließ ihn eine Zeitlang vor dem Tor stehen und kam dann zurück mit der Nachricht, die Hundertpfundt Rosalia sei nicht mehr in Diensten des Pfarrers und sei anderswohin verzogen. Anderswohin? Wohin? Ja, das wisse er nicht, sagte der Hausknecht und wollte die Türe schon schließen. Da schrie der Mantler in seiner Verzweiflung, die Tür eines Pfarrhofs dürfe den Bittenden nicht verschlossen werden, so stünde es in der Schrift, und er wolle nicht gehen, eh er nicht erführe, wohin die Hundertpfundt denn verzogen sei. Und wenn einer der Pförtner sei bei einem geistlichen Herrn, dann sei er gewiss doch auch der Messner und Kirchdiener und dürfe keinen von der Schwelle jagen. Der Hausknecht murrte ein wenig, hieß ihn dann aber wiederum warten und kehrte endlich mit der Antwort zurück, die Hundertpfundt sei nicht mehr im Land. Sie sei ausgewandert. Ausgewandert? Fort aus Tirol, dem heiligen Land? Ja, fort. Und wohin? Fort übers Meer. Übers Meer? Ja, nach Amerika, wie so viele andere in der traurigen Zeit, die das steinige Land nicht mehr nähren konnte. Fort? Nach Amerika? Ja, nach Perù. Um Himmels willen, die Hundertpfundt? In Perù? Was tat denn die in Perù? Dort redeten doch die Leut eine Sprach, die kein Mensch je verstünd. Dort redeten sie doch Amerikanisch oder Indianisch. Und was essen die da? Doch kein Tirolergröstl und keine Kässpätzten, oder? Und wo war das überhaupt auf der Landkarte? War das vorn oder hinten von Amerika? Und wie kam man da hin, nach Perù? Der Hausknecht war nun schon lang überfragt und wurde mürrisch und schloss dem Mantler noch einmal die Tür vor der Nase und kam nach einer ganzen Weile wieder zurück und gab dem Frager zur Antwort: Ob das Land Perù vorn oder hinten sei von Amerika, das komme darauf an, von welcher Seite man komme. Und wie komme man hin, nach

Perù? Das ging doch bestimmt nur übers Meer? Ja, übers Meer mit dem Schiff. Mit dem Schiff? Wo gibt es denn hierzulande ein Schiff? Hier nicht, aber in Amsterdam gibt es eines. In Amsterdam? Ist das in Deutschland? Nein. In Holland ist das, in Holland, am Meer. Dahin sei die Hundertpfundt abgereist auf dem Pferdewagen, zusammen mit einem Dutzend anderer Weiber, die man hier nicht heiraten wolle. Und der Mantler solle nach Haus gehen. Und Schriftliches gäbe es nichts, denn die Hundertpfundt könne nicht schreiben. Nicht schreiben kann sie? Und wie kocht sie dann ohne Kochbuch? Die Weiber können manches, sagte der Hausknecht, was unsereiner in keinem Buch findet. Und drum könne man sie auch überall zu etwas brauchen. Auch in Perù. Und die Männer dort sind doch auch Menschen, und viele von ihnen gar aus Tirol gebürtig. Und außerdem sei es kalt vor der Tür, und wenn der Mantler mehr wissen wollt über Perù und die dorthin ausgewanderten Tiroler, dann solle er den Lehrer fragen, der habe eine Weltkugel, auf der sei alles aufgemalt, was man wissen muss. Und damit Schluss und Tür zu.

Da stand der Mantler. Er stand im Regen. Und wie er so langsam heimwärts ging ins Lechtal hinab, nass bis auf die Haut, da machte er sich so seine Gedanken. Perù, das war weit. Dazu brauchte er den Lehrer nicht fragen. Und auch am Wirtshaustisch keinen. Wenn seine Rosalia so rasch hatte abfahren müssen, weil eben eine Pferdepost ging nach Amsterdam, wo das Meer seinen Anfang hat, würde sie doch so bald nicht hinkommen, wo sie hin wollte. Und es ging ja auch nicht jede Woche ein Schiff übers Meer bis nach Perù. Wenn er sich rasch entschloss, konnte er sie vielleicht noch erreichen. Und so vergingen nur zwei oder drei Tage, und der Mantler hatte nicht nur sein Bett, sein Holz und seinen Wald, sondern auch sein

Haus, seine Werkstatt und seinen Garten verkauft und sich dafür einen leichten Zeiserlwagen und zwei Gäule gekauft, die flink genug waren, flinker als ein Fuhrwerk mit einem Dutzend Weibern. Man musste nur seine Zeit am Essen und am Schlafen einsparen und würde sie schon einholen, bis sie nach Holland und Amsterdam kämen. Denn es gab ja auch noch den Rhein und die Schiffe darauf, die einen mitnehmen würden, wenn man gut zahlte. Und so könne man auch nachts über reisen und könne schlafen und den Pferden Rast und Futter gönnen, um sie munter zu halten.

Der Mantler packte auf seinen Wagen was immer er meinte zu brauchen für solch eine Fahrt und fuhr über die Grenze zum Reich und fuhr zum Bodensee und von da rheinabwärts und kam endlich nach Amsterdam und kam an den Hafen, dort wo die großen Schiffe ablegen nach den Ländern über dem Meer. Und als er fragte nach seiner Rosalia Hundertpfundt und nach den anderen Tiroler Weibern, da sagte man ihm und sprach ein holpriges Deutsch dabei, dass vor ein paar Tagen erst ein solches Schiff abgelegt habe mit Frauen an Bord, nach Amerika. Ob das Tirolerinnen waren und ob sie nach Perù oder Panama oder sonst wohin fuhren in Westindien, das wisse man nicht. Aber die Weiber habe man selber gesehen. Kann sein, dass es Auswanderinnen gewesen seien. Sie hatten Kopftücher und große Taschen und Bündel bei sich. Und manch eine von ihnen habe geweint.

Was sollte er nun beginnen, der Mantler, in Amsterdam? Wieder heimfahren mit seinem Wagen und sich auslachen lassen? Und wo sollte er wohnen daheim, da sein Haus nun verkauft war? Auf seinem Wagen? Und was sollte er essen, da er in seinem Garten nicht mehr pflanzen und ernten konnte? Sauerrampfer und Wurzeln? Sollte

er wildern mit einem Gewehr? Nein, das war nicht seine Sache. Da war es doch besser, wenn er seiner Versprochenen hinterdrein fuhr. Hinterdrein nach Perù.

Als der Mantler seinen Wagen und seine Pferdlein verkauft und die Überfahrt von dem Erlös bezahlt hatte, fuhr er fünf oder sechs Wochen übers Meer. Unterwegs sah er kein Schiff, das man überholen und nach den Auswanderern fragen konnte. Und hätte es auch nicht sehen können, denn ihm wurde speiübel die ganze Zeit, sobald er nur an Deck ging und die vielen Wellen anschaute.

In Perù endlich angelangt, fragte er vergeblich nach einem Schiff aus Amsterdam und vergeblich nach seiner Rosalia. Niemand verstand ihn so recht, niemand wollte von ihr etwas gehört oder gesehen haben. Er schrieb noch den einen oder anderen Brief nach Haus und erzählte von seinem Jammer und fragte, was er nun tun solle. Aber niemand antwortete ihm. Endlich gab er das Schreiben auf oder hatte kein Geld mehr für die vergebliche Post. Und seither hat man weiter von ihm nichts erfahren. Heimgekommen ins Ausserfern oder überhaupts nach Tirol ist er nicht mehr.

Richard Bletschacher wurde 1936 in Füssen am Lech geboren. Er studierte an den Universitäten von München, Heidelberg, Paris und Wien. Nach seiner Promotion mit einer Dissertation über das Theater des Existenzialismus erhielt er sein erstes Engagement am Theater in der Josefstadt. Im Herbst 1959 wurde er Mitglied der Wiener Staatsoper, der er siebenunddreißig Jahre als Regisseur und Chefdramaturg verbunden blieb. Daneben inszenierte er vor allem Opern auf vier Kontinenten. Er unterrichtete an der Opernklasse und am Reinhardtseminar der Musikhochschule in Wien und gestaltete und moderierte zahlreiche Sendungen des Österreichischen Rundfunks. Richard Bletschacher hat die Texte zu einer großen Zahl von Werken des Musiktheaters verfasst: Opern mit Musik u.a. von Peter Ronnefeld, Iván Eröd, Kurt Schwertsik, Heinz Karl Gruber, Francis Burt und Alfred Schnittke wurden an renommierten Häusern Deutschlands und Österreichs uraufgeführt. Von den Werken des klassischen Repertoires übersetzte er Monteverdi, Cavalli, Conti, Gazzaniga, Mozart, Rossini, Donizetti und Puccini.

Zu seinen umfangreichsten und in Fachkreisen anerkannten Arbeiten zählen eine Geschichte der Oper («Apollons Vermächtnis») und die Darstellung des Lauten- und Geigenbaues in seiner süddeutschen und Tiroler Heimat. Unter seinen literarischen Werken sind Romane, Gedichte und Erzählungen zu finden, weiters übersetzte er u.a. die Sonette von Shakespeare.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz:

DAS LEBEN AUF DEM LANDE, *Erzählungen und Gedichte*

WIENER ERZÄHLUNGEN

AUS DEM GEBIRGE. *Erzählungen*

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien